

# Jüdische Korrespondenz

Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. | Schwat | Adar | 5765 | Februar 2005 | Nr. 2 | 15. Jahrgang | 1,20 €

## Unser Beitrag zum Einstein-Jahr 2005



Das hier erstmals veröffentlichte Berliner Privatphoto von 1928 zeigt Albert Einstein als Gast bei Professor Meinhard (?) im Engadin (Schweiz). Aber wer ist die Frau neben ihm? Der bedeutende Einsteinforscher Prof. John Stachel aus Boston (USA) beantwortete die Frage wie folgt: »As for the photo, it is certainly not Elsa Einstein (= Frau Nummer Zwo). He was fooling around with a Viennese actress about this time. I know that Einstein was at Davos around this time, but whether this has anything to do with the picture, I can't say. Anyway, it's a wonderful picture, and you could run it with the caption, »Einstein mit unbekannter Freundin« and people will get the idea.« Im Mai wird Prof. Stachel während einer Forschungsreise auch bei uns ein neues Kapitel Einstein aufschlagen.

## Die »Fabrik-Aktion« des 27/28. Februar 1943

Am Montag, dem 28. Februar, gedenken wir um 15 Uhr am Stein in der Großen Hamburger Straße mit Kaddisch und El Male Rachamim der Ereignisse vor 62 Jahren und gehen anschließend zum Denkmal der jüdischen Antifaschistin Ingeborg Hunziger in die Rosenstraße. Worte des Gedenkens: Albert Meyer (Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde zu Berlin) und Dr. Mario Offenberg (Geschäftsführer Israelitische Synagogen-Gemeinde Adass Jisroel zu Berlin). Es folgen Kaddisch und El Male Rachamim. Wir vergessen nicht, dass zur Zwangsarbeit verpflichtete Jüdinnen und Juden am 27. und 28. Februar 1943 in wenigen Stunden in Berlin und im gesamten »Reich« aus den Fabriken geholt, aus Wohnungen einbestellt und von der Straße weg aufgegriffen wurden. Auch das Jüdische Altersheim in der Großen Hamburger Straße war zur Sammelstelle umfunktioniert. Von hier aus wurde deportiert. Als jüdische Bevölkerung galten damals in Berlin und 35.000 Menschen, etwa 17.000 leisteten Sklavenarbeit. Berlin sollte jetzt »judenrein« werden, doch etwa 4.000 Jüdinnen und Juden versteckten sich, wurden versteckt, manche schlossen sich dem Widerstand an. Unmittelbar nach den Festnahmen protestierten nichtjüdische Ehefrauen in der benachbarten Rosenstraße tagelang gegen die Festsetzung ihrer Männer in dem von den Nazis als Gefängnis genutzten Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde. Das NS-Regime gab dem öffentlichen Druck aus außen- und innenpolitischen Gründen nach. Die Männer kamen frei. Überlebende haben all das bezeugt. Zum Gedenken rufen auf: Jüdische Gemeinde zu Berlin, Israelitische Synagogengemeinde Adass Jisroel zu Berlin, Jüdischer Kulturverein Berlin, Bezirksamt Mitte von Berlin, IVvDn, BVvDn, Ausschwitzkomitee, Lagergemeinschaft Ravensbrück, Sachsenhausen-Komitee ■

## Ich will die Ehrung nicht

Von Andreas Poetke

In der Öffentlichkeit wird das Verhalten der NPD-Abgeordneten im sächsischen Landtag diskutiert. Man ist empört. Aber worüber? Als Kind von Dresdner Opfern des Holocaust hätte ich niemals erwartet, dass sich Mitglieder dieser Partei oder ähnlicher Organisationen der Ehrung von Naziopfern anschließen. Ich will das auch nicht. Denn wenn sie es täten, wäre ich empört über soviel Scheinheiligkeit. Die deutsche Öffentlichkeit kann doch nicht ernsthaft hoffen, dass diese Partei das unterstützt, was in der Bundesrepublik Grundkonsens des Gedenkens ist. Teil zwei meiner Empörung sind die NPD-Äußerungen zur Zerstörung Dresdens im Februar 1945. Richtig ist, dass es keine militärische Notwendigkeit gab, Dresden zu bombardieren. Die Piloten wussten auch nicht, dass sie bei diesem Angriff das Leben von Juden bedrohten, die kurz vor der Deportation standen, sie aber gleichzeitig retteten, denn der für den 16. Februar 1945 geplante Abtransport fiel aus. Mit diesem Tage wäre Dresden als erste deut. Großstadt »judenfrei« gewesen. Die Äußerungen der NPD zur Zerstörung Dresdens sind eine infam verdrehte Fortführung dessen, was wir schon immer hören und lesen: »anglo-amerikanischer Bombenterror«, Bombennächte, Flucht der Deutschen und »Rachefeldzug« der Roten Armee. Natürlich war das Leid der Zivilbevölkerung unsäglich. Aber am Anfang des Leids standen nicht das Bombardement Dresdens, nicht ein Angriff der Sowjetunion, sondern all das, was seit dem 30. Januar 1933 von Nazideutschland unter millionenfachem Jubel ausgegangen ist: Krieg, Massenmord und systematische Zerstörung der zivilisatorischen Errungenschaften. ■

## Zuwanderungsstopp II

Von Irene Runge

Am 19. Januar tagte der Innenausschuss des Bundestags in Sachen jüdische Einwanderung. Wie wir erfahren konnten, verwarfen sich die Fraktionen dagegen, von Plänen der Innenminister von dritter Hand und Medien zu hören. Noch im Herbst 2004 habe es keine Änderungsnotwendigkeiten gegeben. Der Innenausschuss will das Thema ab sofort politisch begleiten. Eine fortgesetzt jüdische Einwanderung ist offenbar fraktionsübergreifend erwünscht, wobei Missbrauch wie bisher verhindert werden soll. Vom Bundes- und den Landesinnenministern wird erwartet, die jüdische Zuwanderung nicht pauschal durch Sprach-, Arbeits- und andere Kriterien zu belasten. Klar ist, dass die erteilten 27.000 Visa gültig bleiben.

Fort. S. 2

## Sprecht mit uns! Von Pavel Polian (Freiburg/Breisgau)

In den vergangenen fünf Monaten hat sich die Haltung des Bundesinnenministers radikal verändert. Noch im Juli hieß es aus dem Ministerium, dass das Zuwanderungsgesetz keine Änderungen für die Aufnahme jüdischer Kontingentflüchtlinge vorsehe. Nun aber steht das faktische Ende des Zuzugs von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion bevor. Nur jene, die Deutsch können, nicht älter als 45 Jahre sind, keine Aussicht auf Sozialhilfe haben und auf rätselhafte Weise von einer konkreten jüdischen Gemeinde eingeladen werden sollen nach den Plänen des Innenministeriums nicht vor verschlossenen Türen stehen. Die Absurdität zeigt sich darin, dass es kaum Methoden gibt, um diese Kriterien – bis auf das Alter – zu prüfen. Als der Bundestag seinerzeit über die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion entschied, bekam die Regierung die einstimmige Unterstützung des Parlaments. Heute entscheidet die Regierung im Geheimen und berät sich mit »interessierten Seiten« im Stillen. Erstaunlich daran ist vor allem die Bereitschaft einiger Juden, unter diesen Bedingungen über das Schicksal anderer Juden zu diskutieren. Jedenfalls war eine »interessierte Seite« zu diesem Treffen nicht eingeladen – die postsowjetischen Juden: nicht die, die in Deutschland leben, und nicht jene, die niemals einreisen werden. Dabei mag eine Rolle gespielt haben, dass sie es in fünfzehn Jahren nicht geschafft haben, eine Organisation auf föderaler Ebene zu gründen – ähnlich etwa den Landsmannschaften der Russlanddeutschen. Dafür war Israel vertreten, das seit Beginn des Jahres 2002 weniger jüdische Immi-

granten anzieht als Deutschland. Die meisten Einwanderer werden sich jedoch nicht umlenken lassen, sondern in Russland bleiben. Doch selbst unter dem Druck Israels hätte Deutschland vielleicht den Zuzug jüdischer Einwanderer nicht verändert – hätte es nicht das Einverständnis der deutschen Juden gegeben. Dabei scheint die Rolle des Zentralrates nicht ganz eindeutig zu sein. Von den 102 000 Mitgliedern der jüdischen Gemeinden in Deutschland, die der Zentralrat vertritt, kommen 90 000 aus der ehemaligen Sowjetunion. Sie haben die jüdischen Gemeinden vor dem Aussterben bewahrt. Im Zentralrat aber haben sie nicht einen einzigen Vertreter, mehr noch: zwischen dem Zentralrat und den Einwanderern aus der Sowjetunion schwelt seit langem ein Konflikt, der mit der Präsidentschaft Paul Spiegels besonders deutlich wurde. Man muss nicht erwähnen, wie kurzsichtig dies für das deutsche Judentum oder für Deutschland ist: die Einwanderungserfolge und -potenziale der jüdischen Immigration aus der GUS übersteigen jene aller anderen Gruppen von Zuwanderern. Unter den Kindern jüdischer Kontingentflüchtlinge ist die Zahl der Sozialhilfeempfänger gering. Was fehlt, ist ein offener Dialog mit jenen, um deren Schicksal es geht, mit Vertretern der russischsprachigen Presse und unabhängigen Experten. Man braucht eine neue Debatte im Bundestag, vielleicht einen neuen runden Tisch, ähnlich jenem aus den Jahren 1989 und 1990, als der Jüdische Kulturverein Berlin einen interessanten Vorschlag machte: Warum laden wir nicht die Juden aus der Sowjetunion nach Deutschland ein? ■

Fort. von S. 1

Die Einwanderung weiterer 26 000 Menschen, die seit Jahren auf ihr Visum warten, soll »menschlich und großzügig« entschieden werden. Die Einzelfallprüfung bleibt Regel. Da Integration viele Seiten und Teilnehmer hat, sei dies zu qualifizieren. Festlegungen und Abschlussbericht gab es nicht, dafür weiteren Gesprächsbedarf. Für Abgeordnete von SPD, Grüne, FDP und PDS soll mangelnde Religiosität kein Einwanderungshindernis sein. Die Zusammenarbeit mit den jüdischen Organisationen wird ebenfalls fortgesetzt. ■

**Stellungnahme des israelischen Botschafters Shimon Stein** zur jüdischen Einwanderung (7.1.05): Die Regeln, welche die Zuwanderung von Juden nach Deutschland betreffen, sind eine innerdeutsche Angelegenheit. Wir sehen keinen Grund, Juden heutzutage als Flüchtlinge zu bezeichnen, wenn Israel die Heimat der Juden ist. Darüber hinaus respektieren wir die Entscheidung derjenigen Juden, die nach Deutschland kommen wollen, und hoffen, dass ihnen hier ein jüdisches Leben, frei von Diskriminierung und Antisemitismus, möglich ist. ■

**Unter der Überschrift »Zuwanderungsstopp?«** veröffentlichte die »JK« im letzten Monat einen Beitrag, in dem die Befürchtung geäußert wird, dass jene, die religiös nicht passen, zukünftig von der jüdischen Einwanderung ausgeschlossen werden könnten. Leider ist das schon heute gängige Praxis. Ich vertrete einen jüdischen Antragsteller aus der Ukraine in seinem Gerichtsverfahren. Mit viel Mühe ist es uns gelungen, seine jüdische Herkunft (Nationalität) unter Beweis zu stellen. Jedoch glaubt man ihm nicht seine jüdische Religionszugehörigkeit. Das deutsche Auswärtige Amt hat in dieser Sache an das Gericht geschrieben: »Nach der ständigen Verwaltungspraxis, wie sie sich aus dem mit dem Zentralrat der Juden und dem Bundesinnenministerium abgestimmten Teilerlass des Auswärtigen Amtes vom 25.03.1997 ergibt, sind grundsätzlich diejenigen Staatsangehörigen eines Nachfolgestaats der ehemaligen Sowjetunion zuwanderungsberechtigt, die nach staatlichen Personenstandsunterlagen selbst jüdischer Nationalität sind oder von mindestens einem jüdischen Elternteil abstammen und sich nicht zu einer anderen als der jüdischen Religion bekennen.«

Auf unser Argument, dass die historische Verantwortung Deutschlands nicht nur gegenüber gläubigen Juden besteht, sondern gegenüber allen Juden, gab es keine Reaktion. Schwierig ist aber auch zu akzeptieren, dass sich der Staat durch diese Einwanderungsregelung zur Aufgabe macht, allein eine Religionsgemeinschaft zu stärken. Die Trennung von Staat und Kirche oder - genauer - von Staat und religiösen Strukturen ist eine Errungenschaft der Zivilisation. Religiöse Überzeugungen sind Privatangelegenheit. Der Staat hat hier seine Hände herauszuhalten. Allerdings ist die Regelung der jüdischen Einwanderung nicht das einzige Feld, wo sich der Staat in religiöse Belange einmischt. Denken wir an Kirchensteuern, an das kirchliche Mitspracherecht in vielen Angelegenheiten usw. Wenn man heute zulässt, dass der deutsche Staat aktiv an der Stärkung der jüdischen Glaubensgemeinschaften wirkt, so wird er morgen die Stärkung (oder auch die Schwächung) anderer Religionsgemeinschaften zu seiner Aufgabe machen. Auch positive Diskriminierung ist Diskriminierung. Staat und Religion müssen getrennt sein! Rechtsanwältin Dr. Tatjana Ansbach (Berlin)

### Grenzen öffnen! Aufruf aus Ostberlin. 8. Februar 1990

»Aufruf zur Aufnahme sowjetischer Juden in der DDR: Seit Wochen hören wir von antijüdischen Pogromdrohungen in verschiedenen sowjetischen Städten. Antisemitische und nationalistische Kräfte haben sich organisiert und bedrohen das Leben von Juden. Diese Entwicklung bedroht nicht nur Menschenleben, sie stellt auch den Erfolg der Perestrojka in der Sowjetunion in Frage. Eingedenk der Tatsache, dass bei der Judenverfolgung und Vernichtung durch den deutschen Faschismus die ganze Welt zugesehen hat, rufen wir auf, die deutsche Schmach der Vergangenheit nicht zu wiederholen. Ein talmudisches Gesetz sagt: *Lo taamod al dam teecha pekuach nefesh doche et kol hatorah culah.* Alle Gesetze müssen gebrochen werden, wenn ein Leben gerettet werden kann. Deshalb fordern wir, dass die DDR Voraussetzungen zur sofortigen Aufnahme von sowjetischen Juden, die es wünschen, unabhängig von bestehenden Rechtsvorschriften schafft. Für den Jüdischen Kulturverein Herbert Hemke« Mit Initiative Frieden und Menschenrechte am 12. Februar am Zentralen Runden Tisch eingebracht und dort einstimmig beschlossen.

**Post aus Sao Paulo:** ...Inzwischen war Joschka Fischer hier und hat bei seinem Besuch die größte jüdische Gemeinde Sao Paulos besichtigt und beim Freitagabendgottesdienst nicht nur teilgenommen, sondern die beiliegende Rede gehalten. Er sagte u.a. »Für mich ist es fast ein Wunder, dass es heute in Europa und auch in Deutschland wieder jüdisches Leben gibt. Seit einigen Jahren gibt es in Deutschland die am schnellsten wachsende jüdische Gemeinschaft... Neue jüdische Schulen werden gebaut, Seminare zur Ausbildung von Rabbinern eingerichtet, jüdische Geschäfte und Restaurants öffnen...« Die Gemeinde ist 1935/36 von deutschen Juden gegründet worden, heute sind die meisten Mitglieder anderer Herkunft und natürlich auch schon hier geboren. Ich grüße Sie freundschaftlich Lilo H. Rehfeld (Sao Paulo)

## Auschwitz steht nicht für eine Gesetzmäßigkeit

Von Kurt Pätzold

Am 29. Januar 1945 hörte Victor Klemperer, Thomas Mann habe in einer Rede davon gesprochen, allein in Auschwitz seien anderthalb Millionen Juden vergast und deren Knochenreste als Dünger verwandt worden. Die Angabe beruhte auf unbezweifelbaren Informationen, die Grundlage für die Schätzungen waren. Was aber Auschwitz wirklich war, enthüllte sich der Welt erst, nachdem Truppen der 1. Ukrainischen Front am 27. Januar die Stadt und das Gelände des verzweigten Lagerkomplexes erreicht hatten. Und danach. Der sowjetische Frontstab hatte damit gerechnet, dass es zu langwierigen Kämpfen kommen könnte. Um sie zu vermeiden, waren die Divisionen vorbei gestoßen und hatten die deutschen Verbände gleichsam eingesackt. Doch ließen sie ihnen einen Fluchtweg nach Westen, den diese auch nutzten. So kam das industrielle Ballungszentrum unversehrt in den Besitz der Vordringenden und später in die Hände des wieder errichteten Polen. Rüstungsminister Albert Speer, der Hitler vergeblich gedrängt hatte, durch die Verlegung von weiteren Wehrmachtstruppen von der Westfront gerade diesen Abschnitt im Osten zu stabilisieren, musste auf seiner Reise nach Kattowitz umkehren, wollte er nicht Gefahr laufen, in Gefangenschaft zu geraten. Auf dem Wege ihres Vordringens hatten sowjetische Truppen etwa 60 km von Krakau entfernt das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz erreicht. Was Auschwitz war, davon hatten die fotografischen und Filmaufnahmen, die von den Befreiern gemacht wurden, ein grausiges und doch nur unvollkommenes Bild zu vermitteln vermocht. Das bekam mehr Schärfe, als in Nürnberg 1945/1946 gegen führende Personen des Nazireiches Anklage erhoben wurde. Zwei ganz unterschiedliche Zeitzeugen wurden von der Anklage bzw. der Verteidigung dem Gericht präsentiert. Die französische Journalistin und Abgeordnete Claude Vaillant-Couturier, einst Häftling in Auschwitz II und Ravensbrück, und der Kommandant des Lagers Auschwitz SS-Obersturmbannführer Rudolf Höß. Im Verlauf der Befragungen beider entstand ein tiefenscharfes Bild von den Verbrechen und vom Mordregiment in Auschwitz, an dem nichts korrigiert werden musste – auszunehmen davon sind lediglich Zahlenangaben, bei denen sich alle Befragten damals nur auf Schätzungen berufen konnten. Vaillant-Couturier, als Widerstandskämpferin an die Deutschen ausgeliefert, durch Gefängnisse in Frankreich geschleppt und im Januar 1943 nach Auschwitz transportiert, gab einen lückenlosen Bericht vom Dasein der Häftlinge bis zum Weg in die Gaskammern, von deren Lebens- und Arbeitsbedingungen, von Experimenten an Häftlingen und davon, was Schwangeren, Kindern und eben Geborenen geschah. Sie sprach von Mengele, vom Fleckfieber und den Ratten, vom Mädchenorchester und vom Lagerbordell, von der Zwangsarbeit in der Fabrik, von der sie nur den Namen »Union« kannte und vom Bunawerk in Monowitz. Höß, der an den Tatsachen der Massenvernichtung nichts abschwächen konnte, sich aber als bloßer Befehlsempfän-

ger Heinrich Himmlers ausgab und ein weiterer Offizier, der beim SS-Gericht mit der Untersuchung von nach Nazimaßstäben strafwürdigen Vergehen von SS-Leuten in Konzentrationslagern beauftragt gewesen war, wurden von der Verteidigung vorgeführt, um zu bekunden, dass die SS und insbesondere die Waffen-SS mit den Verbrechen nicht in Verbindung stand. Hier machte sich jene Strategie und Taktik deutlich, mit der alsbald in der Bundesrepublik nicht nur vor Gerichten, sondern auch in Presse und Literatur versucht wurde, an der Wahrheit herumzudeuteln. Der Gipfel der Bemühungen, den deutschen Anteil am Verbrechen zu minimieren, war erreicht, als Höß die Zustände, welche die Alliierten in den Lagern vorfanden, dem zerstörten Bahnnetz und den Bombardierungen des Reiches zuschreiben wollte, wodurch die Versorgung der Lager mit Lebensmitteln nicht mehr hätte gewährleistet werden können.

An das SS-Kommando in Auschwitz erging im November 1944 der Befehl, die Gaskammern und Krematorien in Birkenau zu zerstören und zu sorgen, dass nichts von den tatsächlichen Vorgängen erkennbar blieb. Das galt ebenso für den Befehl, alle gesunden oder auch nur transportfähigen Häftlinge westwärts zu schaffen mit dem Ziel Buchenwald bei Weimar, Mauthausen bei Linz und weiterer im Innern des Reiches gelegener Konzentrationslager. Die zurück gelassenen Kranken umzubringen, dazu fand die SS-Mannschaft angesichts des Tempos des Herannahens der sowjetischen Truppen keine Zeit mehr. Die Mehrheit erfror oder verhungerte, bevor die Befreier zur Stelle waren. Primo Levi, italienischer Widerstandskämpfer, 1943 verhaftet und nach Auschwitz verschleppt, hat Jahre später in seinem Buch *Die Atempause* (ital. *La tregua* 1958, dt. 1991) jene Szene beschrieben, die ihn dem Leben zurückgab: »Die erste russische Patrouille tauchte gegen Mittag des 27. Januar 1945 in Sichtweite des Lagers auf... Es waren vier junge Soldaten zu Pferde; vorsichtig ritten sie mit erhobenen Maschinenpistolen die Straße entlang, die das Lager begrenzte. Als sie den Stacheldraht erreicht hatten, hielten sie an, um sich umzusehen, wechselten scheu ein paar Worte und blickten wieder, von einer seltsamen Befangenheit gebannt, auf die durcheinanderliegenden Leichen, die zerstörten Baracken und auf uns wenige Lebende.«

Von den drei Kommandanten, die in Auschwitz geherrscht hatten, wurde Rudolf Höß, der als Zeuge auch während der so genannten Nürnberger Nachfolgeprozesse im Gerichtssaal stand, an Polen überstellt, in Krakau von einem Gericht zum Tode verurteilt und am Orte seiner Verbrechen gehängt, im Lager Auschwitz I, das unter seiner Leitung im Mai/Juni 1940 eingerichtet worden war. Sein Nachfolger Artur Liebenhenschel, ebenfalls von einem polnischen Gericht verurteilt, endete 1948 in Krakau am Galgen. Der letzte Kommandant Rudolf Baer hatte untertauchen und bis 1960 in der BRD nahe Hamburg auf freiem Fuß leben können. Entdeckt und gefan-

gengesetzt, starb er 1963 in Untersuchungshaft. In diesem Jahr begann in Frankfurt a.M. der weltweit Aufsehen erregende (erste) Auschwitzprozess, dessen Zustandekommen vor allem dem Generalstaatsanwalt des Landes Hessen, Fritz Bauer, zu danken war.

Der Tag der Befreiung von Auschwitz ist in der Bundesrepublik zum Gedenktag an die ermordeten Juden und an alle Getöteten bestimmt worden, an die Sinti und Roma, die Behinderten, die Millionen Angehörige slawischer und anderer osteuropäischer Völker, wo und wie immer sie umgebracht wurden. Mit dieser Fixierung des Gedenkens ging eine Instrumentalisierung von »Auschwitz« einher, die ihren bisherigen Tiefpunkt mit der Anrufung des dort begangenen Verbrechens zum Zwecke der Rechtfertigung eines anderen erreichte. Der 1999 unter Beteiligung der Bundesrepublik geführte Krieg gegen Jugoslawien wurde als unausweichlich und zwingende Lehre aus der Erfahrung Auschwitz dargestellt. Auschwitz aber steht nicht für eine Gesetzmäßigkeit, sondern für eine verwirklichte Möglichkeit einer kapitalistischen Gesellschaft, wie der Gulag für eine verwirklichte Möglichkeit einer antikapitalistischen steht, ohne eine Gesetzmäßigkeit des Sozialismus zu bezeichnen. ■

### ★ BLOCH—Dorothy, M.A. ★

On January 13, on her 93rd birthday. A lifelong New Yorker, Ms. Bloch was an educator and certified psychologist who practiced on the Upper West Side as a child psychoanalyst for nearly 40 years, as well as spending many wonderful summers in her home on Martha's Vineyard. As an active member of the psychoanalytic community, she trained therapists at NPAP and the Manhattan Center for Psychoanalytic Studies. Her book, »So the Witch Won't Eat Me: Fantasy and The Child's Fear of Infanticide« (1978), was credited with moving forward the discussion of children's fears. She is survived by her two beloved sisters, Jeannette and Edna, her family, and many friends and colleagues. In recent years she was especially close to her dear friends Dr. Kathryn May and Dr. Irene Runge. Contributions in her name may be sent to the African support organization DATA, 1317 F. St. NW, Washington, DC 20004. (New York Times, Jan. 15, 2005). Dorothy begleitete die »Wir für uns«-Gruppe und später auch den JKV aus der Ferne mit Sympathie und gelegentlichem Rat. Danke, Dorothy.

**Pavel Feinstein. Malerei. Bis 12. März. Galerie. Rheingaustraße 30b (Eingang Kreuznacher Str. 2), 12161 Berlin-Friedenau. www.pavel-feinstein.de**

## Oscar Tietz, der Warenhauskönig Von Ralf Bachmann



Weiße Woche, Anzeige, Leipziger Straße, Berlin

Der Abend begann damit, dass uns Nils Busch-Petersen, Hauptgeschäftsführer des Gesamtverbandes des Berlin-Brandenburgischen Einzelhandels und Autor der bei Henrich & Henrich mit dem Titel »Oscar Tietz« erschienenen »Jüdischen Miniatur«, über Birnbaum erzählte. Wer wusste schon, dass das eine idyllische westpreussische Kleinstadt am Wartheufer in der Provinz Posen war, zu deren höchst lebendiger jüdischer Minderheit die Fuhrmannsfamilie Tietz gehörte? Noch heute erinnert ein Straßename im nun polnischen Miedzychod an die Familie, in der als jüngstes von fünf Kindern des Ehepaars Jacob und Johanna Tietz am 18. April 1858 Oscar Tietz das Licht der Welt erblickte, der später zum Warenhauskönig Berlins wurde und eine neue Entwicklungsstufe des deutschen Einzelhandels einleitete.

Dank Busch-Petersen lernten wir so manchen aus der engen Zusammenhalt pflegenden jüdischen Familie kennen, der uns später als Gründer von Kaufhäusern mit dem Namen Tietz in verschiedenen deutschen Städten wiederbegegnet. Selbst die Nazis beklagten in antisemitischen Tiraden, dass Birnbaum so eine Art Brutstätte für erfolgreiche jüdische Kaufleute war. Nicht nur die Tietzens, sondern auch die Joskes, Urys, Wronkers, Knopfs, die florierende Warenhäuser u. a. in Frankfurt/Main, Karlsruhe, Leipzig, Berlin und Hamburg besaßen, kamen aus der »Schule« der

jüdischen Gemeinde Birnbaum, der übrigens auch der berühmte Maler Lesser Ury, ein Spielgefährte des Knaben Oscar Tietz, angehört hatte. Am Rande bemerkt: Da meine Familie aus nahe gelegenen Ortschaften stammt, wunderte es mich wenig, dass in einem von meinem Großonkel Joske (Birnbaum – Leipzig – Haifa) geschriebenen Stammbaum »Bnbm.« als Hochzeitsort meiner Großeltern vermerkt ist.

Im Jahr dieser Hochzeit heiratete auch Oscar Tietz in Berlin seine Cousine Betty. Die Familie stimmte nur unter der Bedingung zu, dass Oscar und der eng mit ihm zusammenwirkende Onkel Hermann (daher der Name »Hertie«) den Juden in Gera eine Synagoge stiftete – ein Betsaal für die kleine Gemeinde, der die drei angehörten, tat es schließlich auch. Gera steht für den ersten großen Geschäftserfolg von Oscar und Hermann mit Weiß- und Korbwaren. Der nächste war am Münchner Stachus das erste Tietz-Warenhaus. Schließlich folgte die Berliner Warenhauskette mit den bekannten Häusern in der Leipziger Straße, am Alex und in der Frankfurter Allee.

Es waren die Ideen und Neuerungen Oscars, die den Erfolg begründeten. Vieles, was heute selbstverständlich ist, findet sich in seinen Einkaufsparadiesen zum ersten Male: eigene Buchabteilungen und Leihbüchereien, »Weiße Wochen«, Rolltreppen, Erfrischungsraum, Café und Eisdiele, Apfelsinen als Massenware, Lichtreklame, Schlussverkäufe. Am Ende war Tietz der größte europäische Warenhauskonzern in Privatbesitz. Und das bei einem Unternehmer, der Marx, Engels und Bebel gelesen, soziale Neuerungen wie drei betriebseigene Berufsschulen oder eine Pensionskasse für Angestellte geschaffen und eine monatliche Konferenz mit 26 gewählten Belegschaftsvertretern unter seinem Vorsitz eingeführt hatte. Busch-Petersen verschwieg auch die harten Auseinandersetzungen nicht, die Oscar Tietz – er starb 1923 und ist auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee beigesetzt –, seine Söhne und Nachfolger zu bestehen hatten, gegen Konkurrenz, gegen Neider, gegen starrsinnige Reaktionäre und von Anfang an auch gegen Nationalisten und Antisemiten.

Die Diskussion war angeregt, der Beifall groß. »Eine wirklich interessante Veranstaltung«, wurde unisono bilanziert. Im Handumdrehen waren alle 18 Bücher verkauft, die der Autor mitgebracht hatte. Schade, dass es nicht mehr waren, der Bedarf war da, und Nils Busch-Petersen stiftete den Gesamterlös für den Jüdischen Kulturverein. Danke und auf ein baldiges Wiedersehen! ■

## Japans Antisemiten

Von Dominique Fish

Es scheint kurios, dass es in Japan, einem Land fast ohne jüdischen Bevölkerungsanteil, einen Antisemitismus gegeben haben sollte. Mit der Verbreitung westlicher Kultur aber drang seit dem späten 19. Jahrhundert auch dieser Geist in geringem Umfang in Japan ein. Verstärkt wurde die Tendenz nach dem Ersten Weltkrieg, als japanische Offiziere in Sibirien und der Mandschurei mit russischen Nationalisten in Kontakt kamen und antisemitisch beeinflusst wurden. Dadurch fand auch das Machwerk »Die Protokolle der Weisen von Zion« Verbreitung.

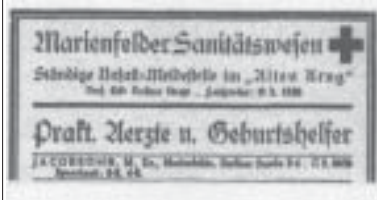
In seinem von Details ausgefüllten Vortrag suchte und gab Dr. Gerhard Krebs im JKV eine Vielzahl interessanter Antworten auf die Frage nach dem Ursprung und der Gegenwart antisemitischer Ideen und Haltungen in Japan.

Mit der Eroberung der Mandschurei ab 1931 und Shanghais 1937 gerieten größere jüdische Minderheiten unter japanische Herrschaft, darunter zahlreiche Emigranten aus dem deutschen Machtbereich. Die Beziehungen zu dem deutschen Achsenpartner waren in dieser Zeit nicht problemlos, schon allein wegen des nationalsozialistischen Rassismus. Eine Reihe von japanischen Nationalisten wurden jedoch auch von dem deutschen Antisemitismus beeinflusst, allerdings eher drittklassige Politiker oder Offiziere der mittleren Rangebene. Das offizielle Japan verhielt sich dagegen eher freundlich gegenüber den Juden, erinnerte man sich doch noch an jüdische Kredite während des Krieges mit Rußland 1904/5, sah in den Juden mitunter »asiatische Brüder« und spekulierte außerdem auf eine vermittelnde Funktion der Juden bei einem erhofften Ausgleich mit den angelsächsischen Mächten. Es existierten sogar Pläne, eine größere Anzahl von Juden in der Mandschurei anzusiedeln. Deutscher Druck blieb weitgehend wirkungslos, und die meisten Emigranten, darunter viele Musiker, konnten ihrem Beruf in Japan nachgehen. Es war erklärte Regierungspolitik, die Juden nicht anders zu behandeln als die übrigen Ausländer. Nach Ausbruch des Pazifischen Krieges änderte sich die japanische Haltung schrittweise. Auf die Stimmung in den USA brauchte keine Rücksicht mehr genommen zu werden, und die Sympathien der Juden für Japans Kriegsgegner schienen gefährlich. 1943 wurde in Shanghai eine Sonderzone eingerichtet, in der die Juden leben mußten. Eine Beeinflussung durch Deutschland läßt sich trotz häufig auftauchender derartiger Behauptungen nicht nachweisen. Zwar wurden Juden oft grob behandelt, doch unter japanischer Herrschaft überlebten sie Krieg und Holocaust. Von ihren Erfahrungen in Shanghai haben JKV-Mitglieder öfters berichtet. Nach 1945 wurden Japans Antisemiten lange nicht mehr wahrgenommen, aber seit den 1980er Jahren machen sich immer wieder antisemitische Strömungen bemerkbar. Japanische Journalisten in Berlin sind zunehmend an jüdischen Themen und Erscheinungen von Antisemitismus interessiert. ■

»Wir waren Nachbarn« - 92 Biographien jüdischer Nachbarn. Zeitzeugen. Interview-Film: Geteilte Erinnerungen.

Eine Ausstellung im Rathaus Schöneberg (Ausstellungshalle) am John-F.-Kennedy-Platz, 10820 Berlin, U-8 Rathaus Schöneberg. Bus 194, 204, M 46.

Bis 3. April. Dienstag-Sonntag 10 bis 18 Uhr. Eintritt frei.



## Was für ein Zuckerschlecken! Von Irene Runge

Kaum glaublich, was sich in Deutschlands Lichtspieltheatern tut. Ein deutscher Film, der nicht nur mehr als komisch ist, sondern seine Komik einer jüdischen Schmalzgeschichte verdankt, so voller Herzschmerz, wie man es eigentlich nur von Woody Allen oder aus alten verjaulten jiddischen Filmstreifen kennt. Doch das Geschehen ist nicht nur schmalzig, sondern vor allem ganz ungewohnt tiefgründig heiter. Dieses Heitere wiederum kommt jedoch vorzugsweise im proletarisierten Ostberliner Stil daher, und der muss natürlich durch die fremdelnde Westsicht aufgebrochen werden.

Weil in dem Plot aber alles anders als erwartet verläuft, stimmt es dann doch, wobei man sich so weitreichenden Witz normalerweise überhaupt nicht und erst recht nicht in einem deutschen Film vorstellt. Da prallen die jüdischen Charaktere ganz unverblümt gewöhnlich aufeinander und sind sich dabei so fern wie kaum zu glauben. Fern stehen sie folglich gottseidank auch dem beliebten Klischee des guten Juden als dauerhaftem Opferlamm. Es waren einmal zwei Brüder namens Zuckermann, könnte man summen, die hatten einander nicht lieb. Aber die Mutter, die Mutter wollte es noch richten, am Grabe, in das sie stieg. Oder so ähnlich. So findet plötzlich deutsche Zeitgeschichte als dicke jüdische Komödie statt. War es wirklich die Mauer, die die Familie trennte, oder nicht vielmehr die vollzogene Trennung, durch den Mauerbau zementiert? Wie auch immer, eigentlich ist es für den Fortgang der Verwirrung egal. Der eine jedenfalls ging, die Mutter mit ihm, der andere wollte bleiben. Der eine fand seine Tradition im Judentum, der andere suchte die Gewissheit in der schließlich gescheiterten Gesellschaftsordnung. Zumindest das ist auch typisch jüdisch. Und die Mamme, sie winkt posthum wie bei Woody Allen aus dem Himmel.

Was hier so schlüssig daherkommt, muß ein Ergebnis lebenslanger Erfahrung sein – der Berliner Daniel Levy, in Basel geborener Sohn einer Holocaust-Überlebenden, hat die Lust zum Zweifel am Zweifel sozusagen mit der Muttermilch verpaßt bekommen. In seinem antiautoritären Film gibt es nichts, was auch nur gelegentlich einen Anflug von Peinlichkeit erlauben würde. Das Publikum kreischt vor Vergnügen. Den Buchautoren Levy und Holger Franke ist es gelungen, im Besonderen des Jüdischen etwas allgemein sehr Menschliches zu erzählen, ohne dabei die kulturellen Abweichungen zu denunzieren. Ostbruder Henry Hübchen und seine am Ende fast konversionsfähige nichtjüdische Gemahlin Hannelore Elsner sind der gesetzestreuen Familie aus Deutschland-West in Sachen jüdischer Gewißheit zwar

heftig unterlegen, dafür aber bringen sie den ostdeutschen Charme der gewieften Wendeverlierer ein. Beider, der in Ost wie West gleichermaßen verzogene Brut an ausgewachsenen Kindern,

muss man einfach gesehen haben, um sich das weltliche wie spirituelle Tohuwabohu so richtig vor Augen führen zu können. Und wer außer Golda Tencer, einst das verführerische junge Ding am Jüdischen Theater Warschau, könnte die fette trief-ägige kurzatmige ostjüdische Gattin von Bruder Udo Samel in diesen Breitengraden besser geben? Das war mir ein gelungenes Wiedersehen, ein Kabinettstück ohnegleichen. Sie belebt die jüdische Rolle so wunderbar, wie es außerhalb von New York bis Jerusalem kaum

mehr zu finden sein dürfte. Einen Rabbiner wie Rolf Hoppe hat Berlins Jüdische Gemeinde aber nicht. Das wiederum ist ein anderes Thema.

Jedenfalls scheint das alte jüdische Schmierentheater auferstanden, das meiner jiddisch sprechenden, in Tschernowitz geborenen, aus Deutschland nach Paris, Palästina und danach New York geflohenen Großmutter wohlige Tränen in die Augen getrieben hätte. Kurzum, »Alles auf Zucker« ist ein hinreißender Film, der eine vor allem in Deutschland sonst eher ausgeblendete Facette jüdischen Familienlebens herzerweichend politisch ganz und gar inkorrekt zu ergänzen versteht. Es gibt keine Zufälle, sagt mein Rabbiner, der noch nie im Leben ein Kinovergnügen hatte. Würde ich ihm die Geschichte der Zuckerbrüder erzählen, wäre sein Vorurteil bestätigt: Was brauchst du Kino, wo doch das jüdische Leben selbst solcherlei Zorres liefert?

Im Film aber läßt sich besser lachen beim Zusehen, wenn das Puzzle aus Versatzstücken, die eingangs nicht passen wollen, schließlich doch noch zum Bild fügt. Dani Levy und sein Team haben das Ihre vorgeführt.

Dass solches jüdisches Leben möglich ist, erzählt übrigens auch »Der Tango der Rashevskis«. Hier ist es Regisseur Sam Garbarski, auch Kind überlebender Juden, bei München aufgewachsen, heute in Belgien, dessen Filmmischpocha anders heiter, eher tragisch-komisch miteinander umgeht, der familiäre Details mit einem Schuss Israel und allerlei Arabesken und der Eleganz des französischen kleinen Bourgois würzt. Im Nachbarland war das fast über Nacht ein Überraschungserfolg, auf dem Jerusalemer Filmfestival 2004 zum besten Spielfilm gekürt. Auch das läuft derzeit im deutschen Kino.

PS: Am 22. Februar werden wir im JKV über diese neue »zuträgliche Leichtigkeit des Lachens im deutsch-jüdischen Leben heute« bzw. darüber reden, wieso schräge jüdische Charaktere plötzlich das deutsche Kino erobern können. ■



## Ernüchterung

**Von Ralf Bachmann**

Nahost im Zeitraffer: Endlich Abbas statt Arafat, endlich große Koalition statt Scharon pur, auf ein gemurmelt Salam aus Ramallah folgt ein zögerndes »Ja, aber nur wenn«-Schalom aus Jerusalem. Schon hält die Welt den Atem an und sieht, was sie sehen möchte: die große Chance auf Frieden. Die Hoffnung währt nur Tage. Dann die Ernüchterung. Erneut Terrorakte, unschuldige Opfer, Gegenschläge, Anklagen, zorniges Schweigen. Road map, wo bist du? Es ist gekommen, wie es immer kam. Wer es vorausgesagt hat, darf nicht stolz darauf sein. Der alte Mechanismus hat sich wieder einmal stärker erwiesen als aller Zweckoptimismus. Dem Wunschenken ist auch mancher von uns unterlegen, die wir fast alle durch Verwandtschafts- und mentale Bande doppelt und dreifach mit dem Schicksal Israels verbunden sind. Nüchterne Zahlen aus Palästina und Israel hätten uns warnen sollen. Das Wahlergebnis von 62,3 % für Mahmed Abbas hat eine eklatante Schwachstelle, wenn man es darauf aklopf, wie weit dessen Macht reicht, der Gewalt und dem Terror Einhalt zu gebieten, falls er es will. Von den 1,8 Millionen wahlberechtigten Palästinensern spricht sich nur jeder Fünfte für die Beendigung der Intifada aus. Die anderen schweigen oder ziehen jubelnd durch die Straßen, wenn wieder Blut geflossen ist. Gerade deshalb muss jeder, dem Israel am Herzen liegt, Abbas Erfolg wünschen. Auch in Israel ist das Kräfteverhältnis zwischen den Befürwortern der friedlichen Koexistenz mit einem Palästinenserstaat und den Anhängern eines Status quo der Ungleichheit besorgniserregend. Scharon kann nicht einmal den Minimalplan zur Umsiedlung von etwa 7 000 Siedlern aus dem Gazastreifen bei der rechten Mehrheit seiner Likud-Partei und gegen die wütenden Proteste und durchaus ernst gemeinten Drohungen der 230 000 Siedler aus allen besetzten Gebieten durchsetzen. Ohne die ungeliebte Avoda, die Arbeitspartei, hat er keine parlamentarische Mehrheit mehr. Aber im Guten oder im Bösen – man bleibt ja doch Nachbar. Die Politiker werden gezwungen sein, wieder miteinander zu sprechen, wenn sie nicht gänzlich scheitern wollen. Nur - ohne Druck von unten, ohne eine Koalition der Vernunft, ohne Wiederbelebung der Friedenskräfte wird man kein einziges Ziel erreichen. Die internationale Öffentlichkeit sollte ihren Beitrag leisten - durch das sanfte Drängen zur Besonnenheit. ■

**Israels Regierungskoalition** besteht aus »Likud«, »Avoda« und der strengreligiösen »Jahadut Hatorah«. Die Knesset stimmte mit 58:56 Stimmen, 6 Enthaltungen zu. 66 der 120 Sitze gehören der Koalition. Premierminister bleibt Ariel Scharon, acht von neun Ministern sind Avoda: Shimon Peres, Vize-Premierminister, Ofir Pines (Inneres), Dalia Itzik (Kommunikation), Isaac Herzog (Bauwesen), Benjamin Ben-Eliezer (Infrastruktur), Shalom Simhon (Umwelt), Matan Vilnai, Haim Ramon (kein Geschäftsbereich). Avraham Hirschson (Tourismus) ist Likud.

## Traurige Wundergeschichten Von Yizhak Ahren (Köln)

Von 1941 bis 1944 haben Nationalsozialisten und ihre Kollaborateure an mehr als 600 Orten in der Ukraine 1,5 Millionen jüdische Menschen umgebracht. Und doch gibt es in der Ukraine bis auf den heutigen Tag keine nationale Holocaust-Gedenkstätte: »Es gibt nicht einmal ein Babi Jar Museum in Kiew, obwohl derartige Museen in zahlreichen Ländern auf der ganzen Welt eingerichtet wurden« - das bemerkt der ukrainische Historiker Boris Zabarko in seiner instruktiven Einleitung zum einem Band mit Augenzeugenberichten aus der Holocaustzeit, den er herausgegeben hat. Dass die von Zabarko zusammengetragenen Zeugnisse und Dokumente nun auch in einer deutschen Ausgabe vorliegen, ist ein Verdienst des Ehepaares Margret und Werner Müller, das sich schon seit einiger Zeit tatkräftig für eine Aussöhnung zwischen Deutschen und Verfolgten einsetzt. Die in der anzuzeigenden Neuerscheinung abgedruckten Berichte über die Verfolgungszeit wird gewiss niemand ohne Erschütterung lesen. Es handelt sich um Erinnerungen von 86 Männer und Frauen an grausame Vorgänge, die zum Tode unschuldiger Menschen geführt haben. Dass die Augenzeugen die systematische Judenverfolgung überlebt haben und Jahrzehnte später ihre Geschichte erzählen konnten, grenzte oft an ein Wunder. Berichtet wird aber nicht nur von Grausamkeit, Niedertracht und Gleichgültigkeit,

sondern auch von Hilfsbereitschaft und Solidarität mit den Verfolgten, die es damals in der dunklen Zeit auch gegeben hat. Aus den traurigen Wundergeschichten erfährt der Leser einiges sowohl über die Psychologie des Menschen als auch über die Wirklichkeit jüdischen Lebens in der Ukraine. Und man wird mit der ersten Frage konfrontiert, welche Schlüsse aus den Berichten im Hinblick auf das eigene Verhalten hier und heute zu ziehen sind. Der deutsche Botschafter in der Ukraine, Dietmar Stüdemann, schreibt in seinem kurzen Geleitwort: »Das Buch ist ein Denkmal für die Toten, eine Würdigung ihrer Retter, aber vor allem auch eine Mahnung an uns Lebende, die nichts von ihrer Aktualität eingebüsst hat.« Zum Erscheinen von »Nur wir haben überlebt« haben viele Leute beigetragen, von denen einige bereits genannt worden sind. Den Übersetzerinnen Margrit Hegge, Renate Meier und Ruth Vogt verdanken wir gut lesbare Texte. Der deutsche Historiker Wolfram Wette skizziert in einem kurzen Aufsatz die Kooperation von Wehrmacht und SS bei der Judenverfolgung in der Ukraine. Glossar, Ortsverzeichnis und Bibliographie runden ein beeindruckendes Werk ab, dem man viele aufmerksame Leser wünscht. (Boris Zabarko (Hrsg.), »Nur wir haben überlebt«, Holocaust in der Ukraine. Zeugnisse und Dokumente. Dittrich Verlag Berlin 2004, 480 Seiten, 24,80.) ■

**Berlins Parlament verabschiedete** mit Stimmen von SPD und PDS am 20. Januar ein »Neutralitätsgesetz«, wonach Beschäftigte des öffentlichen Dienstes nicht mehr demonstrativ religiöse Symbole tragen dürfen. Verschont bleiben religiöse Bärte bei Juden und Muselmanen. Die Opposition ist dagegen. Die CDU wegen der Gleichsetzung der Religionen, die Grünen aus prinzipiellen Gründen, für die FDP ist das Gesetz unsinnig. Alle nennen es mangelhaft, eine Prozessflut drohe. SPD und PDS versprechen große Integrationsmaßnahmen, die bisher weder eingeleitet noch finanziert scheinen. Wer aber wird richten, ob Muslime, Juden, Christen, Sikh usw. sich schmücken oder demonstrativ ihre religiösen Symbole zeigen? Da Arbeit im öffentlichen Dienst Mangelware ist, sind das wohl die Probleme der Zukunft. Don Quichotte hat solche Kämpfe verloren. I.R.

**Papst Johannes Paul II** hat Rabbiner Walter Jacob aus Anlaß seines 50. Ordinationsjubiläums zum Ritter des Hl. Gregoriusordens ernannt. Der Münchener Oberrabbiner der Liberalen Jüdischen Gemeinde Beth Schalom und Präsident des Abraham Geiger Kollegs wurde 1930 als Sohn des Augsburger Rabbiners Ernst Jacob geboren. Als Präsident der Zentralkonferenz amerikanischer Rabbiner ist er eine Schlüsselfigur für die Renaissance liberalen Judentums in Deutschland.

**Lieber Vorstand des JKV, liebe Mitglieder,**  
in Zeiten knapper Kassen ist es für uns nicht einfach gewesen, eigene Räume zu beziehen – und sie auch noch sinnvoll zu nutzen. Trotz aller Widrigkeiten haben wir es jedoch geschafft und freuen uns über den wachsenden Zuspruch... Dies ist auch eurer großzügigen Sachspende zu verdanken. Es ist nicht selbstverständlich, zwei Computer und einen Projektor samt Leinwand zu verschenken. Dafür danken wir euch sehr! Wir sehen darin eine sehr schöne Geste, die über unsere »normale« Zusammenarbeit im Migrationsrat weit hinausgeht. Wir danken euch darüber hinaus auch für die gute Zusammenarbeit im vergangenen Jahr. Über die formellen Gespräche hinaus hat Dr. Irene Runge uns mit Igor Chalmiev unter anderem an einem Abend besucht und in unserem Verein zu sehr guten Debatten verholfen. Auf weiterhin gute Zusammenarbeit verbleiben wir Deniz Güvenc, Jennifer Petzen, Hakan Tas Vorstand GLADT - Gays & Lesbians aus der Türkei e.V.

### Ostberlin. 8. -12. 02. 1990

Zum ersten Mal wohl wurde in der Berliner Gemeinde in diesem Frühjahr das Neujahrsfest der Bäume begangen. Rabbiner Tsevi Weinman, der orthodoxe, rabbinische Rechtsanwalt aus Jerusalem, war als Gast des Jüdischen Kulturvereins und der Gemeinde angereist, um Mitgliedern und Freunden Sinn und Form des Festes zu erläutern. Er hatte Früchte en masse mitgebracht, damit niemand leer ausging und erklärte den Anwesenden, die sich um den großen Tisch drängten, was es mit dem Fest der Bäume im jüdischen Jahr auf sich hat. Rabbiner Weinman leitete auch den Gottesdienst, sprach am Sonntag auf einer Veranstaltung über die Halacha und ihre Auslegung. In zwei Gemeinde-Sprechstunden stand er für persönliche Konsultationen zur Verfügung. In einem kleinen Seminar diskutierte er Purim und die Geschichte Esther. Sozusagen im Vorlauf auf das Pessachfest, das er mit seinen neuen Freunden und seiner Familie in diesem Jahr in Berlin begeht, schlossen sich Hinweise auf die Geschichte des Auszugs der Juden aus Ägypten an. Wer immer den toleranteren, vor Energie sprühenden Rabbiner kennenlernte, war beeindruckt über die Ernsthaftigkeit seines Vortrags und die heitere Form, in der er jeden seiner Gesprächspartner und Zuhörer in die Lage versetzte, zu lernen und zu verstehen, was Judentum, Gesetzestreue und Menschlichkeit bedeuten. Nichts käme von ihm, sagte er immer wieder, alles stehe in den Büchern. Seine Pflicht sei es, zu lernen und sein Wissen zu teilen mit denen, die erst am Anfang der Erkenntnisse stehen. (Aus »Nachrichtenblatt« Verband der Jüdischen Gemeinden DDR, 1990)

### Februargedenken im Jahr 1990

Gedenken an die »Fabrikaktion«. Am 27. Februar 1990 gedachten Mitglieder beider jüdischer Gemeinden der so genannten »Fabrikaktion« vom 27./28. 2. 1943. An diesem Tage wurden etwa 10000 Berliner Juden von ihren Zwangsarbeitsplätzen verhaftet und in vier von der Gestapo geschaffene Sammellager gebracht. Den in der Tagespresse veröffentlichten Hinweis auf diese Veranstaltung nahmen viele Berliner Bürger wahr, um an der Gedenkveranstaltung teilzunehmen. Unter den Ehrengästen war, neben Vertretern des Magistrats und diplomatischer Vertretungen auch der der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin-West, Dr. Heinz Galinski, der eine Gedenkansprache hielt. (»Nachrichtenblatt« des Verbandes der Jüdischen Gemeinden der DDR, 1990)

**Rezept des Monats: Porree-Tarte mit Ziegenkäse.** Zutaten für 4 Portionen: 4 TK-Blätterteigplatten à 75 g, 500 g Porree, Salz, 2 EL Crème fraîche, 3 Eigelb, frisch gemahlener Pfeffer, geriebene Muskatnuss, 200 g Ziegenkäse (z. B. Piccandau, Ziegen-Brie), 3 Scheiben Weißbrot vom Vortag, 1 EL Butter, 1 Knoblauchzehe. Zubereitung: Die Blätterteigplatten nebeneinander antauen lassen, Springform (Ø 24 cm) mit Backpapier auslegen. Die Blätterteigplatten zu einem Fladen ausrollen, Teig in die Form geben, mit Gabel mehrfach einstechen. Im vorgeheizten Backofen bei 200 Grad, Umluft 180 Grad, Gas Stufe 4 etwa 10 Minuten vorbacken. Porree putzen und in etwa 2 cm lange Stücke schneiden. Porreestücke in etwa 1 l kochendes Salzwasser geben und 3 Minuten kochen, in ein Sieb gießen und abkühlen lassen. Crème fraîche und Eigelb verrühren und mit Salz, Pfeffer und Muskatnuss würzen. Den Ziegenkäse in Stücke zupfen und zugeben, das Brot grob würfeln. Weiche Butter, zerdrückten Knoblauch, Salz und Pfeffer zugeben und mit den Händen zerkrümeln. Die abgetropften Porreestücke und die Eier-Crème-fraîche auf den Blätterteigboden geben. Mit Brotkrümeln bestreuen und im Backofen etwa 15 Minuten fertig backen. Guten Appetit! André Lossin

## Jeder Tag ein Gedenktag

Von Jochanan Trilse-Finkelstein

»Susan Sontag ist zur Stelle, ist weiterhin eine intellektuelle Provokateurin«. Diese Sätze ihres Biografen Carl Rollyson zitierte Verfasser vor knapp zwei Jahren anlässlich ihres 70. Geburtstages am 16. Jänner. Er wünschte der tapferen Kranken Gesundheit und die 120 Jahre, doch ward dieser Wunsch leider nicht erfüllt (s. JK 3/2003, S.7). Aus dem »ist« ist nun ein »war« geworden, uns bleibt nur das Eingedenken.

Eine wichtige Stimme ist verstummt, und die wäre so wichtig gewesen, heute und besonders in jenem US-Amerika der schrillen Töne, unangenehmen Gesten und so schlechten wie unrechten Aktionen. **Susan Sontag** (eigtl. Susan Lee Rosenblatt, 16.01.1933 - 28.12.2004) war eine bewusste wie gebildete Frau, kluge Philosophin und scharf beobachtende Soziologin, glänzende Essayistin und genaue Erzählerin. Sie hatte an den besten Universitäten studiert, etwa Harvard und Berkeley oder an der Sorbonne, machte Nietzsche und Simone Weill zu ihren geistigen Lehrern, Walter Benjamin und Herbert Marcuse standen ihr auf verschiedene Weise nahe; sie kannte Thomas Mann und Proust aufs genaueste und hatte Camus wie Canetti in den USA bekanntgemacht. Sie schrieb über »Krankheit als Metapher« (über ihren eigenen Krebs), »Über Photographie«, dachte über eine homosexuelle Ästhetik nach. Sie kritisierte die USA wegen des Genozids an seinen Ur-Völkern. Für ihren Roman »In Amerika«, dessen Hauptgestalt die polnisch-jüdische Schauspielerin Misel Modrzewska (Helena Modjeska) ist, recherchierte sie derart genau, dass sie, um eine Kutschfahrt zu beschreiben, selbst in solche Kutschen stieg. Sie war eine Internationalistin besten Sinnes, war überall da, wo es Not tat und ihre Stimme wichtig war: in Hanoi, in Kuba, in Lateinamerika verschiedenen Orts; sie inszenierte Becketts »Warten auf Godot« in Sarajevo und setzte sich für Salman Rushdie ein.

Nach dem 11. September kritisierte sie vor allem ihr eigenes Land, ihre Führung: *Warum* geschah solches? Die Hetze gegen sie war dementsprechend, sie blieb unbeirrt. Die jüdische Haltung des Nichtvergessens von getanem Unrecht war bei ihr aufs stärkste ausgeprägt. Kaddisch für Susan Sontag!

Es war ein Glück für die Menschheit, dass Hitler »jüdische Physik« nicht mochte bzw. für unwichtig hielt. Es gibt keine jüdische Physik, wohl aber jüdische Physiker, die an den schwerwiegenden Projekten des letzten Jahrhunderts arbeiteten und damit Geschichte gemacht haben. Ein solcher war **Emilio Gino Segrè** (1. Februar 1905 Tivoli - 22. April 1989 Lafayette/USA). Als Schüler Enrico Fermis wirkte er 1934/35 an dessen Neutronen-Experimenten mit. 1937 und in den Folgejahren wies er künstliche Elemente wie Technetium, Astat und dann Plutonium 239 nach. Von 1932 - 38 hatte er Professuren in Rom und Palermo inne, ab 1938 dasselbe in Berkeley. 1943 - 46 arbeitete er als Forschungsgruppenleiter an der Atombombe in Los Alamos. 1955 hatte er mit Owen Chamberlain das Antiproton entdeckt, dafür 1959 den Nobelpreis für Physik erhalten. Zum 100. Geburtstag Eingedenken für Emilio Segrè!

Es ist für Verfasser nicht mehr nachvollziehbar, warum 1997 kein Eingedenken für **Max Liebermann** (20. Juli 1847 Berlin - 8. Februar 1935 ebd.) gehalten ward, zumal es doch eine grosse Ausstellung in Berlin gegeben hatte. So soll es zum 70. Todestag nachgeholt werden. Insgesamt konnten im Gedenktag nicht viele Bildende Künstler und Maler vorgestellt werden - mangels der Möglichkeit des Abdrucks von Bildern, Bauwerken, Skulpturen. Im Falle Liebermanns soll es versucht werden - zahlreiche seiner Werke sind im visuellen Gedächtnis gespeichert. Zunächst hatte er in Berlin und Weimar studiert, 1873 - 78 in Paris, wo ihn vor allem Courbet und Millet beeinflussten, wie 1878 - 84 in München Wilhelm Leibl. Seit 1884 blieb er - von zahlreichen Sommeraufenthalten in den Niederlanden, wo er mit J. Israels geistigen Austausch pflegte - in Berlin und ein Berliner durch und durch, ein Berliner Jude auch. 1898 war er ein Mitbegründer der Berliner Sezession; zahlreiche Ehrungen, 1920 - 33 Präsident der Preuß. Akademie der Künste. Liebermann entdeckte frühzeitig die soziale Frage für sich, stellte arbeitende Menschen dar, Menschen ohne Privilegien und in Not und Armut, etwa in »Die Gänserrupferinnen« (1871-72); dafür stehen auch die Amsterdamer Werke »Altmännerhaus« und »Freistunde im Waisenhaus« (1880 - 1882), auch »Die Bleiche« (1882-83), »Netzflickerinnen« (1889) u.a. Er gestaltete neben der kapitalistischen Vermassung

ebenso die durch Entfremdung bedingte Vereinzelung »Bauer in den Dünen« (1895). In den 90er Jahren - analog den reformistischen Ideen in der Sozialdemokratie - drangen impressionistische Einflüsse in sein Werk. Die soziale Thematik ging zurück, seine Motive kamen aus dem großstädtischen, bürgerlichen Leben, doch nicht unkritisch. Insgesamt lichteten sich seine Bilder. Seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre arbeitete L. auch als Grafiker (Radierung vor allem). Bewusst seine Arbeiten zur jüdischen Thematik »Judengasse in Amsterdam« u. a. (1905 - 08). Im Gedächtnis seine Porträts »Bürgermeister Petersen« (1891), »Professor Ferdinand Sauerbuch« (1932), auch Selbstbildnisse. Die Nazis verfeimten ihn, seine Kunst galt als »entartet«. Er ward 1935 auf dem »Guten Ort« in der Berliner Schönhauser Allee beigesetzt; seine Ehefrau wählte später, um der Deportation zu entgehen, den Freitod, ward erst nach 1945 neben ihm umgebettet. Eingedenken für Max Liebermann!

»Handlungsreisender und Propagandist deutscher Dramatik und deutschen Theaters« nannte der jüdische Theaterhistoriker Walter Huder den vor 50 Jahren verstorbenen **Julius Bab** (11. Dez. 1880 Berlin - 12. Febr. 1955 Roslyn Heights/USA), Dramaturg, Kritiker, Schriftsteller, Literat durch und durch. Nach seinen Studien von Literatur, Philosophie und Theater in Berlin und Zürich (bei A. Harnack, M. Herrmann, G. Simmel, E. Schmidt, Wilamowitz-Moellendorf) war er zunächst Theaterkritiker an Tagespresse und »Schaubühne« (später »Weltbühne«), Hochschullehrer (u.a. an Leibniz-Akademie), 1915 - 1919 Dramaturg bei Jessner in Königsberg, später an der Volksbühne Berlin; an der er von 1908 - 1933 leitend tätig war; 1933 - 38 Vorstandsmitglied des Kulturbundes Deutscher Juden und des Theaters des Jüdischen Kulturbundes, Hg. der »Monatsblätter«, 1939 Exil (erst Paris, dann USA, dort ebenfalls als Kritiker tätig), aus dem er nach 1945 nur noch für Vortragsreisen nach Deutschland zurückgekehrt war. Zahlreiche Bucheditionen zu Theater und Drama: bzw. Literatur, u. a. über Richard Dehmel, Ludwig Anzengruber, Bernard Shaw, Gustav Landauer, Goethe, Hauptmann, Hebbel, Shakespeare, Einzelanalysen (über Goethes »Faust«) u. a.; als Standardwerk gilt seine fünfbandige »Chronik des deutschen Dramas« (1921 - 26); Schauspieler-Porträts (über Matkowsky, Kayssler, Sorma, Bassermann, die Devrients, auch Gesamtdarstellungen zur Schauspielkunst, zum »Theater der Gegenwart« (1928), »Das Theater im Lichte der Soziologie« (1931) u. a.; soziale Fragen in dramatisch-theatralischen Zusammenhängen beschäftigten ihn immer wieder, konkret in »Arbeiterdichtung« (1924), in seinem Hauptmann-Buch und in den Arbeiten zur Volksbühne. Jüdische Thematik in »Goethe und die Juden« (1926), in Bezug auf die Situation der deutschen Juden seiner Zeit in »Rembrandt und Spinoza« (Berlin 1934), außerdem einige Dramen und im Exil, »Amerikas Dichter« (1949). B. war ein Anreger im besten Sinne, kritisch-aufbauender Geist, er liebte die Künstler; war zugleich Kulturpädagoge, Rhetoriker; ein Vermittler großer Literatur, besonders der Weltliteratur, Förderer neuer Medien (Hörfunk, Film). Als dialektischer Analytiker durchschaute er freilich die großen Zusammenhänge, die zur Katastrophe führten. Dennoch: B. war geradezu ein Modellfall jüdisch-deutscher Assimilation und erlebte die Tragik der Ereignisse ab 1933 mit Bitternis. Sein hochfliegender Idealismus und seine Hochachtung vor Künstlern und Kunstwerk waren ihm geblieben. Eingedenken für Julius Bab!

Es ist bekannt und doch erstaunlich, denkt man an Folgendes: Es hat nicht nur viele jüdische Soldaten und mittlere Chargen in der Roten Armee gegeben, sondern immerhin auch ca. 170 Generäle, zuoberst den Rüstungs- und Waffenminister, der mit seiner T-34-Panzer-Produktion, den Katjuschas (Raketenantillerie) und den Kampffliegern gegen die damals stärkste Armee der Welt, die deutsche Wehrmacht, zum Siege verholfen hat.

Einer dieser Generäle hieß **Iwan Danilowitsch Tcherniakowski** (29. Juli 1906 - 18. Februar 1945, Königsberg/Ostpreußen). Er kam aus einfachen Verhältnissen (Vater Eisenbahner), und nur eine revolutionäre bzw. extrem nationale Situation ließ einen solchen Jungen bereits mit Mitte Dreißig zum General werden, zum Oberkommandierenden der 60. Armee, einer berühmten Kampfeinheit innerhalb der Roten Armee. Mit dieser befreite er Woronesh, Grodno, Kiew, Minsk, Wilna, schließlich Königsberg. Dort ist er gefallen. Die altpreussische Stadt Insterburg heißt heute Tcherniakowsk. Eingedenken für Tcherniakowski! ■

# Monat Februar

**Sonntag, 6. Februar, 16 Uhr \***

»Schindler oder Schwindler? Die abenteuerliche Lebensgeschichte des jüdischen SS-Offiziers Fritz Scherwitz.«  
Buchlesung und Gespräch mit Anita Kugler

Gefördert durch die Rosa Luxemburg Stiftung

**Dienstag, 8. Februar 19 Uhr \***

»Montag, 12. Februar 1990: Wir wollen offene Grenzen für sowjetische Juden!«  
Vor 15 Jahren forderte der Jüdische Kulturverein über den Runden Tisch die DDR-Regierung auf, Schritte zur Aufnahme sowjetischer Juden einzuleiten. Daran erinnern sich: Die spätere Ausländerbeauftragte beim Ministerrat der DDR, Almut Berger, Klaus Pritzkeleit und Dr. Irene Runge, die damals alle am Runden Tisch dabei waren.

Moderation: Andreas Poetke (S.a.S.2)

**Freitag, 11. Februar, 18 Uhr**

Kabbalat Schabbat mit dem Abraham Geiger Kolleg. Studenten gestalten den Gottesdienst zu Erew Schabbat

**Sonntag, 13. Februar, 16 Uhr \***

»Unser Heine.« Zum 149. Todestag. Ralf Bachmann und Jochanan Trilse-Finkelstein lesen aus eigenen und Heines Texten von heiteren und ernsteren Begegnungen mit dem jüdischen Dichter in dunklen Tagen.

**Montag, 14. Februar, 15 Uhr**

Seniorentreff auf Russisch.  
Fortsetzung des literarischen Workshops von und mit Dr. Alla Kisselewa (Russisch)

**Donnerstag, 17. Februar, 18 Uhr \***

»Das Problem des historischen und aktuellen Antisemitismus.«  
Es spricht: Wladimir Nudelman (Jurist, früher Jekaterinenburg, seit 1999 Potsdam) (Russisch)

**Sonntag, 20. Februar, 16 Uhr \***

»Fassade oder Fundament? Strukturen des jüdischen Lebens in Deutschland.«  
Es spricht: Rabbiner Josh Spinner, Vice President der Ronald S. Lauder Foundation New York/Berlin (englisch und deutsch)

**Dienstag, 22. Februar, 19 Uhr \***

»Alles auf Zucker? Oder: Die zuträgliche Leichtigkeit des Lachens im deutsch-jüdischen Leben heute. Oder: Jüdische Charaktere erobern das deutsche Kino.  
Das ist das Thema eines Gesprächs zwischen den Filmemachern und uns

**Mittwoch, 23. Februar, 15 Uhr**

Teatime. Gespräch zur weltpolitischen Lage mit Ralf Bachmann

**Donnerstag, 24. Februar**

**15 Uhr** Psychologisches Gespräch mit Yakow Flek. Bitte tel. anmelden (Russisch)

**Montag, 28. Februar**

**Gedenken an die »Fabrikaktion«**

**15 Uhr** Gedenkstein Große Hamburger Straße. Kaddisch und El Male Rachamim. Anschließend Denkmal Rosenstraße. Es sprechen: Albert Meyer (Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde zu Berlin) und Dr. Mario Offenberg (Geschäftsführer Israelische Synagogen-Gemeinde Adass Jisroel zu Berlin, Kaddisch und El Male Rachamim. Dauer insgesamt ca. 50 Minuten

**Unkostenbeitrag:** \* € 3,- / 1,50 (Mitglieder und Förderfreunde frei)

**Nächste Vorstandssitzung:**  
Donnerstag, 3. Februar, 19 Uhr

**Das Februar-Monatstreffen** der Child Survivors im Jüdischen Kulturverein (Jüdinnen und Juden, die als Kinder in den von Nazis besetzten Gebieten und in Deutschland überlebt haben) fällt krankheitshalber aus. Die Einladungen zum großen Bundestreffen am 31. März auf Schwanenwerder werden rechtzeitig verschickt. Dringende Nachfragen bitte unter Telefon (030) 290 036 57.

**I M P R E S S U M**  
**Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.**

10117 Berlin, Oranienburger Str. 26  
(Eingang Krausnickstraße)  
Bürozeit: Mo. - Do. 11-17 Uhr  
Tel: +49/30/ 2 82 66 69, 28 59 80 52  
Fax: +49/30/ 28 59 80 53  
E-Mail: JKV.Berlin@t-online.de  
Bankverbindung: Berliner Bank  
BLZ 100 200 00  
Konto-Nr.: 7183461300

Redaktion: Dr. Irene Runge V.i.S.d.P.  
Redaktionsschluss: 24. Januar 2004

»JK«-Abo: solidarische € 35,- pro Jahr (Europa) bzw. \$ 60,- (Übersee/Israel).  
Bitte Spendenbescheinigung anfordern.  
**ISSN 1434-6133**

Der JKV ist Gründungsmitglied im  
Migrationsrat Berlin-Brandenburg

Im JKV gelten die Allgemeinen  
Geschäftsbedingungen des  
Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V.

**Die »Jüdische Korrespondenz«** ist auch unter [www.migrationsrat.de/Mitglieder/116/»JK«](http://www.migrationsrat.de/Mitglieder/116/»JK«) zu finden

**Andernorts & anderes:**

**Jour fixe für jüdische Frauen** Donnerstag, 3.2. um 20 Uhr im Bleibergs (Restaurant Bleibergs, Nürnberger Str. 45A, 10789 Berlin). Referenten: Gunda Wöbken-Ekert und Rabbiner Prof. Dr. Dr. Leo Trepp. Thema: Umgang mit Sterben und Tod im Judentum.  
Netzwerk jüdischer Frauen 61625761 fax: 61625762  
jfrauenetzwerk@mediados.de  
[www.netzwerk-juedischer-frauen.de](http://www.netzwerk-juedischer-frauen.de)

**Die großartigen Fotos** der im letzten Sommer 95-jährig verstorbenen JKV-Freundin Eva Kemlein sind bis 3. April im Kunstforum der Berliner Volksbank (Budapester Straße, Tel. 030 631744) ausgestellt. Geöffnet ist jeweils von 10 bis 18 Uhr. Eintritt 4/3 Euro. Mehr unter [www.berliner-volksbank.de](http://www.berliner-volksbank.de)

**Die Frauen-Mikwe-Gruppe** der Neuen Synagoge Oranienburger Straße lädt alle jüdischen Frauen zu Rosch Chodesch am 9. Februar von 18-21 Uhr in den Vorräumen der Mikwe zum gemeinsamen Feiern, Lernen, Zusammensitzen ein. Wer möchte, kann in die Mikwe gehen. Mittwochs ist diese ohne Anmeldung zwischen 19 und 20.45 Uhr nutzbar. Zur ersten Rosch-Chodesch-Feier hat die liberale Rabbinerin Irith Shillor einen Schiur zugesagt. Interessentinnen rufen vorher bitte an unter der Telefonnummer 030-21473889 an oder E-Mail [mikwe-or@hagalil.com](mailto:mikwe-or@hagalil.com)

**13. Kurt Weill Fest Dessau** 25.2. - 6.3. Thema »Fluchtpunkt Amerika«. Neuproduktion »Happy End«, Wiederaufnahme »Street Scene«, deutsche Erstausführung von »Firebrand of Florence«. [www.kurt-weill-fest.de](http://www.kurt-weill-fest.de) Vorverkauf c/o Rosse deutscher & Bartel GbR, Jahnlée 38, 04109 Leipzig, Tel. 0180-5564564 (12c/min)

**»Wer Sturm sät. Die Vertreibung der Deutschen.«** Es spricht Prof. Micha Brumlik (Frankfurt/Main). Gemeinsame Veranstaltung von Rosa Luxemburg Stiftung und JKV. Zeit: Mittwoch, 2. März 19 Uhr. Ort: Franz Mehring-Platz 1, 10243 Berlin. Info: [weis@rosalux.de](mailto:weis@rosalux.de) Tel. 030-44310164

**Strictly kosher Pessach** 5764 im N.CH Hotel Torremolinos (Malaga). Koscher Kitniot Pessach unter Aufsicht von Rav José Cohen, Rabbiner der Jüdischen Gemeinde Malaga. Fr., 22. April 14 Uhr bis So., 1. Mai. Info. unter Tel. 0034-952-373780/Fax 382724 oder [nch@nchhotel.com](mailto:nch@nchhotel.com), [www.n-chhotel.com](http://www.n-chhotel.com)  
Vollpension: 70 Euro/Tag/Person/DZ, 80 EZ. Acht Minuten Fußweg zur Synagoge. Anmeldung bis 15. März.